

Noelle W. Ihli

**None Left to Tell**

*Übersetzt von Patricia Herbst*

NOELLE W. IHLI

ONE  
LEFT  
TO  
TELL

© 2018 Vajona Publishing

THRILLER

VAJONA

*Für Saleta und Kahpeputz.  
Ihr seid nicht vergessen worden.*

HIER WURDEN ANFANG SEPTEMBER 120 MÄNNER,  
FRAUEN UND KINDER KALTBLÜTIG MASSAKRIERT.  
SIE KAMEN AUS ARKANSAS.

– Inschrift der US-Kavallerie an einem Massengrab  
in Mountain Meadows, Utah

# Anmerkung der Autorin

Es war nicht leicht, dieses Buch zu schreiben.

Die folgende Geschichte ist fiktiv, basiert jedoch stark auf realen Ereignissen, die sich im Süden Utahs zugetragen haben. Was während dieses fünftägigen Angriffs im September außerhalb von Cedar City geschah, war eines der tödlichsten Massaker auf US-amerikanischem Boden vor dem 11. September 2001. Trotz dieser Tatsache ist die Geschichte den meisten Menschen nicht bekannt.

Diejenigen, die sie kennen, sind in der Regel die Nachkommen derjenigen, die dieses abscheuliche Verbrechen begangen und ver tuscht haben

Das ist der Grund, warum ich diese Geschichte kenne.

Und das ist der Grund, warum ich sie jetzt erzähle.

— Noelle W. Ihli

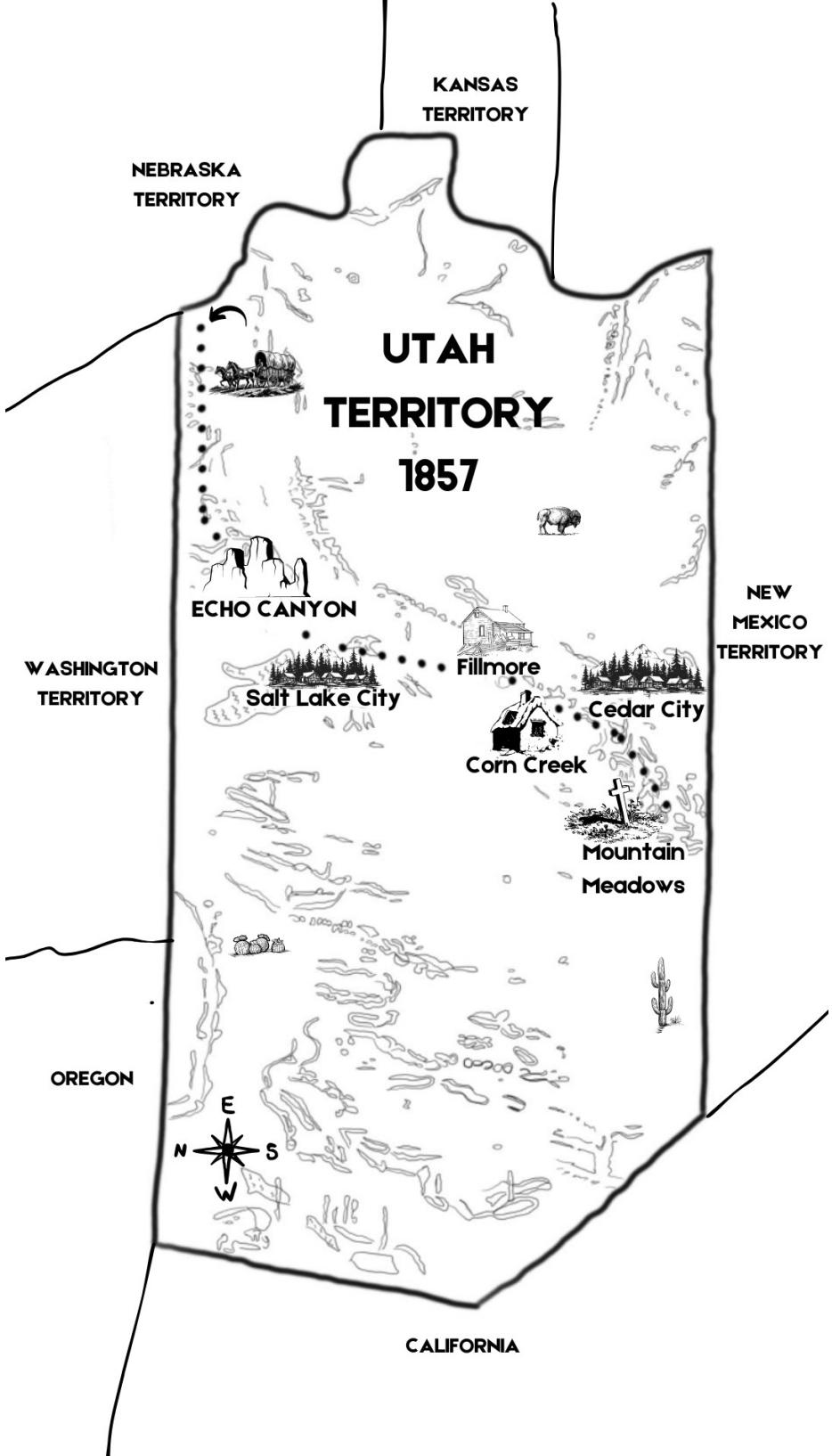
## Hinweis der Autorin

Dieses Buch enthält einige drastische Beschreibungen von Gewalt, darunter Gewalt gegen Kinder, den Tod eines Kindes und eine nicht drastische Szene, in der ein Tier stirbt. Es enthält auch veraltete und rassistisch unsensible Ausdrücke und Wörter über Ureinwohner, die für diese Zeit typisch waren.

# Hinweis zur Historizität

Dieser Roman basiert auf realen Ereignissen. Ich habe mich stark auf die Forschungen von Historikern wie Juanita Brooks (Autorin von *The Mountain Meadows Massacre*), Will Bagley (Autor von *Blood of the Prophets*) sowie Barbara Jones Brown und Richard E. Turley Jr. (Autoren von *Vengeance Is Mine*) gestützt. Allerdings habe ich mir aus Gründen der Klarheit, des Tempos und der Kohärenz einige Freiheiten genommen. So wurden beispielsweise einige Namen von Personen und Orten geändert oder zusammengefasst (in dieser Geschichte gab es sehr viele Personen namens Joseph). Außerdem habe ich die Chronologie der Ereignisse an einigen Stellen gekürzt, um das Erzähltempo beizubehalten. Alle Zitate in diesem Buch stammen aus echten historischen Dokumenten, aber ich habe einige gekürzt und bearbeitet, um sie für ein zeitgenössisches Publikum verständlicher zu machen. Alle Abweichungen von echten Namen, Ereignissen oder Zitaten wurden nach sorgfältiger Überlegung vorgenommen, mit dem Ziel, ihren ursprünglichen Geist und ihre Absicht zu bewahren.

— Noelle W. Ihli



# Charakterliste

## **ARKANSANS**

Katrina und Peter Huff

Kinder: Mary (17 Jahre alt), William (9 Jahre alt), James (14 Jahre alt), Nancy (6 Jahre alt)

Louisa und Urial Huff (Bruder von Peter Huff)

Kinder: Triphena (1 Jahr alt)

## **UTAHANS**

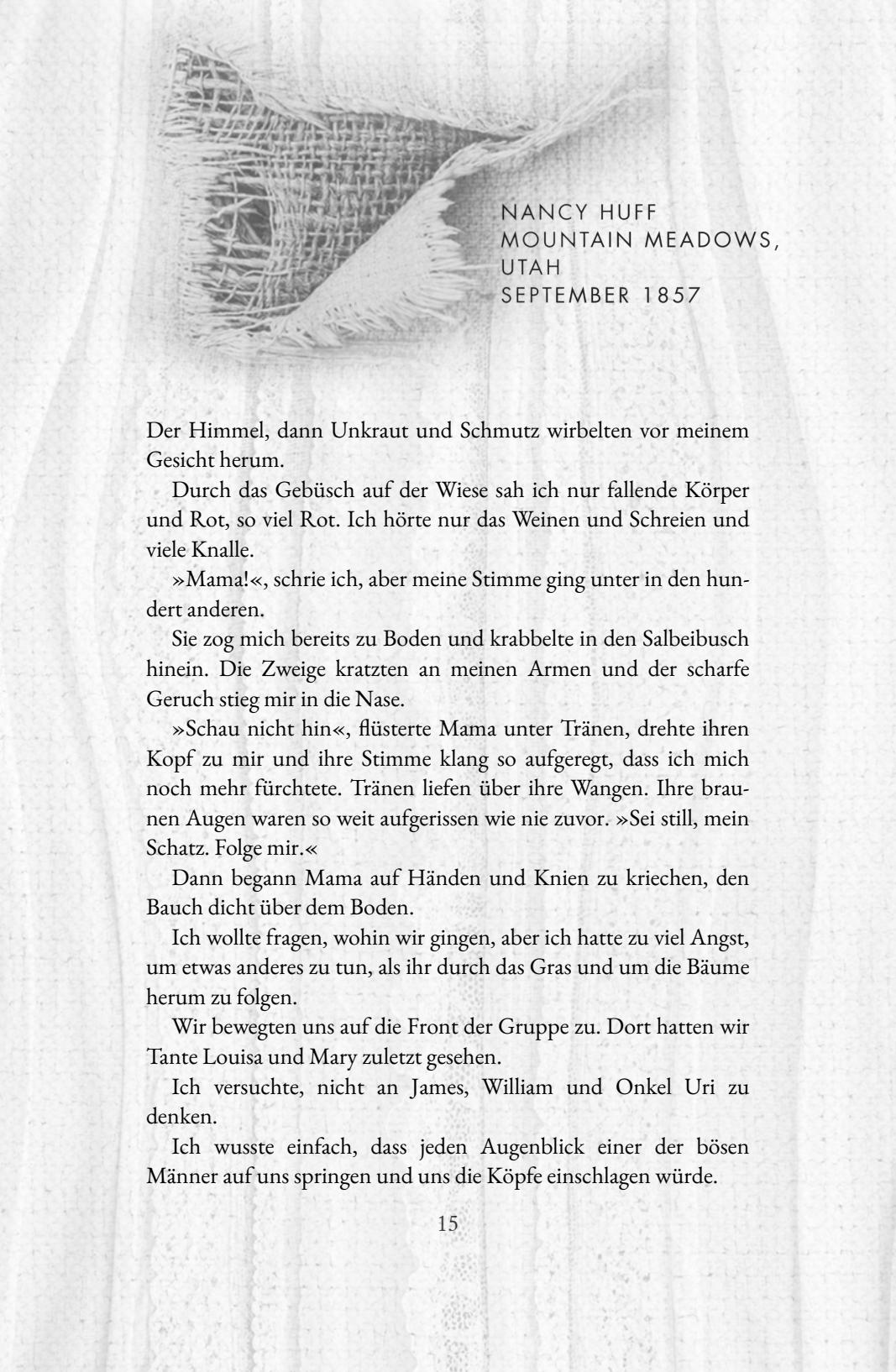
Lucy und Vick Robison

Kinder: Proctor (14 Jahre alt), Almon (10 Jahre alt), Albert (8 Jahre alt), Adelia (4 Jahre alt)

Häuptling Kanosh

Ehefrauen: Kahpeputz (Sally), Inola, Numa, Povi

Kinder: Awan (17 Jahre alt)



NANCY HUFF  
MOUNTAIN MEADOWS,  
UTAH  
SEPTEMBER 1857

Der Himmel, dann Unkraut und Schmutz wirbelten vor meinem Gesicht herum.

Durch das Gebüsch auf der Wiese sah ich nur fallende Körper und Rot, so viel Rot. Ich hörte nur das Weinen und Schreien und viele Knalle.

»Mama!«, schrie ich, aber meine Stimme ging unter in den hundert anderen.

Sie zog mich bereits zu Boden und krabbelte in den Salbeibusch hinein. Die Zweige kratzten an meinen Armen und der scharfe Geruch stieg mir in die Nase.

»Schau nicht hin«, flüsterte Mama unter Tränen, drehte ihren Kopf zu mir und ihre Stimme klang so aufgereggt, dass ich mich noch mehr fürchtete. Tränen liefen über ihre Wangen. Ihre braunen Augen waren so weit aufgerissen wie nie zuvor. »Sei still, mein Schatz. Folge mir.«

Dann begann Mama auf Händen und Knien zu kriechen, den Bauch dicht über dem Boden.

Ich wollte fragen, wohin wir gingen, aber ich hatte zu viel Angst, um etwas anderes zu tun, als ihr durch das Gras und um die Bäume herum zu folgen.

Wir bewegten uns auf die Front der Gruppe zu. Dort hatten wir Tante Louisa und Mary zuletzt gesehen.

Ich versuchte, nicht an James, William und Onkel Uri zu denken.

Ich wusste einfach, dass jeden Augenblick einer der bösen Männer auf uns springen und uns die Köpfe einschlagen würde.

Als wir zu einem Gebüsch kamen, das so dicht war, dass wir das Unkraut beiseiteschieben mussten, um etwas zu sehen, spähte Mama hinaus.

Sie hat mich nicht aufgehalten, als ich dasselbe tat.

Die rot gefärbte Wiese verschwamm vor meinen Augen und mein Körper fühlte sich gleichzeitig schwer und leicht an.

*Nein, nein, nein.*

Da sah ich endlich Mary und Tante Louisa.

Sie hielten sich fest und versuchten, erst in diese, dann in die andere Richtung zu rennen. Marys Zöpfe hatten sich gelöst und peitschten ihr ins Gesicht.

Ein Mann mit einem großen Stein in der Hand rannte direkt auf sie zu und fletschte die Zähne, als wollte er sie beißen.

Ich wusste, dass ich wieder schrie, wusste, dass Mary auch schrie, so wie sich ihr Mund bewegte, aber ich konnte nichts mehr davon hören, nur noch meinen schweren Atem und mein Herzklopfen in meinen Ohren.

Mama zitterte. Ich zitterte.

Es gab nichts, was ich sehen konnte, das nicht schlimm war, also schloss ich meine Augen.

SECHS WOCHEN ZUVOR

# KAPITEL 01

KATRINA HUFF  
CORN CREEK, UTAH  
AUGUST 1857  
60 TAGE BIS KALIFORNIEN

Wer auch immer gesagt hat, dass kleine Mädchen aus Zucker und Gewürzen und allem Schönen gemacht sind, hat noch nie Mädchen getroffen.

Zumindest nicht meine.

In den letzten vier Monaten sind sie völlig verwildert.

Die sechsjährige Nancy schleppte seit drei Meilen eine tote Schlange durch die Wagenspurrillen und bestand darauf, dass ihr Vater einen guten Preis für die »Klapperschlange« bekommen würde, wenn wir das nächste Mal Vorräte eintauschten. Ich konnte nicht bestreiten, dass die Nachfrage nach Klapperschlängenschwänzen – und ihren angeblichen medizinischen Eigenschaften – überraschend hoch war. Aber Nancys siebzehnjährige Schwester Mary wusste ganz genau, dass es sich um eine Kiefern natter handelte.

Wenn ich raten müsste, würde ich sagen, dass Mary damit ihre Brüder für den Nachmittag fernhalten wollte. Meine beiden kleinen Jungs hatten Angst vor allem, was sich schlängelte.

Ich seufzte und verlangsamte mein Tempo, um dem schlimmsten Staub zu entgehen, den unsere Wagenräder ein paar Meter vor uns aufwirbelten. Ich konnte mir nur vorstellen, wie sehr meine Mutter ihre Perlen umklammert hätte, wenn sie meine Mädchen gesehen hätte, die nichts als locker sitzende Nachthemden und staubbedeckte Unterhosen trugen, deren Haare zu zerzausten Zöpfen geflochten waren und die mit einer toten Schlange spielten. Als wir Arkansas im Frühjahr verlassen hatten, hätte ich mich ihr angeschlossen und den Mädchen eine Standpauke über *junge Damen* und *unschickliches Verhalten* gehalten.

Aber selbst meine Mutter hätte inzwischen ihr Korsett ausgezogen. In den letzten vier Monaten waren wir fast tausend Meilen gelaufen.

Peter und ich hatten unsere vier Kinder gezwungen, den fauligen, grasigen Inhalt des Magens einer Färse zu trinken, als uns außerhalb des Nebraska-Territoriums das Wasser ausgegangen war.

Ich hatte gesehen, wie einer unserer Wagen und zwei unserer Ochsen verbrannten, als ein Präriefeuer über das sonnenverbrannte Gras hinwegfegte und uns zum felsigen Pass trieb.

Und ich hatte mit angesehen, wie die Haydons, unsere Nachbarn in Arkansas, zwei ihrer Kinder verloren, als ein Wagen umkippte und die Jungen erdrückte.

Es wird eine Zeit geben, meine Kinder wieder zu zähmen, wenn wir unser Ziel in Kalifornien erreicht haben.

Vorerst konzentrierte ich mich darauf, dass Marys Husten – der manchmal den Ärmel ihres Kleides rot färbte, wenn sie sich den Mund zuhielt – in der trockenen Wüste von Tag zu Tag besser wurde. Genau wie wir es uns erhofft hatten. Die meisten Mitglieder unseres weitläufigen Wagenzuges hatten ihre Koffer mit Träumen von fruchtbarem Boden und Obstgärten gepackt, die doppelt so viel Ertrag brachten wie in Arkansas. Aber Peter und ich waren zufrieden mit unserer bescheidenen Pfirsichernte und unserem Familienkreis, der uns jede Woche zum Sonntagsessen besuchte. Das war, bis das Rasseln in Marys Lungen so schlimm wurde, dass sie kaum noch aus dem Bett kam. Dr. Jarrel drückte es schließlich so aus: *Die Tuberkulose liebt die Feuchtigkeit. Sie verschwindet nicht, es sei denn, Sie lassen sie hinter sich. Und das sollten Sie besser bald tun.*

»Ba da, da, dah, und Freude sei mit euch allen!« Nancys kräftige, klare Babystimme übertönt das Geräusch des schwerfälligen Wagens. Mit jedem Wort schwang sie die zerzauste Schlange hin und her.

Ich lächelte, obwohl mir der Schweiß den Rücken hinunterlief und meine Füße schmerzten. Es war das Lied, das ihr Vater Peter sang, während er abends den Ochsen das Geschirr abnahm, weil er

behauptete, es würde die Tiere beruhigen. Diese Zeile war Nancys Lieblingsstelle, und an den meisten Tagen platzte sie ihr spontan aus dem Mund.

Wenigstens hatte sie mich heute nicht genervt, mit dem Wagen mitfahren zu dürfen. Ich hasste es, ihr Nein zu sagen, wenn sie mich fragte, aber es kam nicht in Frage, die erschöpften Ochsen zu zwingen, zusätzliches Gewicht zu ziehen. Die Tiere hatten die Reise dick und frech begonnen, waren aber zu mageren, müden Schatten ihrer selbst geworden – ein Spiegelbild der um uns herum verdorrenden Landschaft. Das trockene, mit Wüsten-Beifuß bewachsene Gebiet von Utah, das wir nun erreicht hatten, schien von Tag zu Tag heißer zu werden. Es gab kaum Gras. Und der letzte sogenannte Bach, den wir überquert hatten, war so ausgetrocknet, dass er größtenteils aus Schlamm bestand.

»Mary, kannst du Onkel Uris und Tante Louisas Wagen sehen?«, rief ich und blinzelte durch den trockenen Staub, der in der Luft schwebte. »Geht es dir gut in diesem Staub?« Wir hatten uns heute weiter als sonst entfernt, um dem schlimmsten Staub zu entgehen. Das hatte Louisa dazu veranlasst, ihr achtzehn Monate altes Baby trotz der Hitze von Kopf bis Fuß in Decken einzwickeln.

Mary lächelt mich an. »Mir geht es gut, Mama. Ich huste nur ein bisschen.« Dann drehte sie den Kopf und zeigte auf die Rückseite unseres Wagens. »Ich kann kaum etwas vor uns sehen. James wahrscheinlich schon.« James war mein vierzehnjähriger Sohn.

Mary runzelte die Nase und lachte. »Habe ich dir schon erzählt? Baby Triphena hat heute Morgen ›Papa‹ gesagt. Aber dabei hat sie James angesehen, nicht Onkel Uri.«

Ich lächelte. »Ich wette, Uri ist völlig aus dem Häuschen.« Peters Bruder war der stolzeste Vater, den ich je gesehen hatte. Ich war begeistert, als er und Louisa beschlossen hatten, mit nach Kalifornien zu kommen. Sie waren ein weiteres Stück Heimat, an dem ich mich festhalten konnte. Ich redete mir immer noch ein, dass meine Eltern vielleicht auch die Reise antreten würden, wenn die Eisenbahn endlich den Osten mit dem Westen verband.

James hielt die Zügel auf dem Fahrersitz des Wagens vor uns. Er fuhr immer die Ochsen, wenn Peter den Viehtreibern half, die Rinder zu hüten. Eigentlich hätte ich fahren sollen, aber ich sträubte mich immer noch gegen den Gedanken, auf dieser winzigen Holzbank über den riesigen Vierbeinern zu sitzen, die uns jederzeit umwerfen konnten, wenn sie wollten.

*Peng.*

In der Ferne wurde ein Schuss abgefeuert, und ich zuckte zusammen.

Ich hätte mich mittlerweile an dieses Geräusch gewöhnen müssen, aber trotzdem verkrampte sich mein Magen. Ich schimpfte mich selbst dafür, dass ich mich wegen nichts erschreckt hatte.

»Es ist okay, Mama!«, rief Nancy mir zu und zog die Schlange an einem Kuhfladen vorbei, der ihr im Weg lag.

Selbst die Milchkuh, die hinter dem Wagen hertröpfelte, zuckte kaum zusammen. Zu Beginn der Reise war sie genauso nervös gewesen wie ich, hatte den ganzen Tag gebrüllt und an ihrem Seil gezogen. Jetzt seufzte sie nur noch.

*Wir sind in Sicherheit. Wir sind zusammen.*

*Wir sind fast da.*

Diese Sätze hatte ich mir seit unserer Abreise aus Arkansas nach Kalifornien immer wieder vorgesagt. Ich hasste fast alles an der Reise nach Westen.

Aber solange diese drei Dinge wahr blieben, konnte ich noch einen weiteren Tag durchhalten.

# KAPITEL 02

KATRINA HUFF  
CORN CREEK, UTAH  
AUGUST 1857  
60 TAGE BIS KALIFORNIEN

Wie die meisten Frauen in unserem Wagenzug hatte ich mein ganzes Leben lang weiche Hände und ein weiches Bett gehabt.

Die Heirat mit meinem Peter war die erste verrückte Sache, die ich je getan hatte. Diese beschwerliche Reise war die zweite.

Ich bin mit Klavier spielen, Gedichte lesen und dem Erlernen der Haushaltsführung aufgewachsen. Er ist mit den Händen in der Erde aufgewachsen, hatte sich um die Pfirsichbäume im kleinen Obstgarten seiner Familie in der Nähe der Tupelobaum-Sümpfe gekümmert – und sie an einem Straßenstand an der Hauptstraße durch Benton verkauft. Ich liebte Pfirsiche, und ich liebte Peter vom ersten Tag an, als ich ihn dort sitzen sah, umgeben von all den reifen Früchten, mit seinem dunklen, lockigen Haar und seinen babyblauen Augen. Als er mich fragte, ob ich an diesem Abend mit ihm durch den Obstgarten spazieren gehen wolle, sagte ich Ja.

Seitdem habe ich immer Ja zu ihm gesagt, selbst wenn das bedeutete, quer durch das halbe Land zu laufen.

Ein Teil von mir beneidete ihn und die Kinder darum, wie leicht sie ihre Haut abstreifen und wild werden konnten. Ein größerer Teil von mir wollte einfach nur wieder auf einem richtigen Herd kochen und in einem richtigen Bett schlafen. Jeder Tag auf dem Weg nach Kalifornien fühlte sich an, als würde ich den Atem anhalten. Aber jeden Tag beobachtete ich, wie Mary etwas leichter atmete. Trotz all des Staubs. Das reichte gerade aus, um mich in Bewegung zu halten.

Ich sah, wie Mary Nancy etwas zuflüsterte und mit den Fingern vor der armen Schlange wedelte.

Nancy quietschte vor Freude – dann schrie sie plötzlich auf.

Wie ein Geist, der aus dem Staub auftaucht, huschte der neunjährige William an mir vorbei und rannte zu seinen Schwestern. Dann zog er an einem von Marys Zöpfen, bevor er sich gerade noch außer Reichweite von ihr zurückzog. »Passt besser auf, sonst kriegen die Mormonen euch beide!«

Bevor ich den Mund aufmachen konnte, um ihn zu schelten, hatte Mary Nancy die tote Schlange aus der Hand gerissen und sie mit aller Kraft nach ihrem Bruder geworfen. »Lass uns in Ruhe, William Huff, sonst landet die nächste in deinem Schlafsack!«

Die Schlange traf William direkt an der Brust. Er schrie auf und streckte seine Hände aus, wodurch das arme tote Tier in den Salbeibusch fiel, wo es verschwand.

Nancy blieb stehen. »Meine Klapperschlange! Mary, meine Klapperschlange!«

»Es ist schon gut. Sie hatte sowieso nur einen kleinen Schwanz«, beruhigte Mary sie und warf William einen bösen Blick zu.

Ich seufzte. »William Thomas Huff, lass deine Schwestern in Ruhe. Ich dulde auch keine solchen Äußerungen über die Mormonen.«

Er schob seine Unterlippe vor. »Aber Onkel Uri hat gesagt ...«

»Es ist mir egal, was Onkel Uri gesagt hat«, beharrte ich und verdrehte die Augen.

Je weiter wir uns in das Gebiet von Utah vorwagten, desto mehr füllte Peters Bruder Uri den Kindern den Kopf mit Geschichten über die Mormonen. Ich hatte schon in Arkansas einige Gerüchte gehört. Ein Dutzend Frauen für jeden Mann, eine Miliz, die vorhatte, die Regierung zu stürzen und ihren Propheten – Brigham Young – zum König des ganzen Landes zu machen. Es gab sogar Gerüchte über Menschenopfer in ihren Tempeln. Ich vermutete, dass einige dieser Gerüchte dazu dienten, die Kinder davon abzuhalten, sich zu weit von ihren Wagen zu entfernen. Zum Beispiel die Geschichten über Mormonen, die junge Frauen entführten, um sie zu hypnotisieren und zu polygamen Ehefrauen zu machen.

Mary nahm Nancy bei der Hand und warf William einen vernichtenden Blick zu, als sie zurückfiel, um neben mir zu gehen. Ich unterdrückte ein Lachen. Mit ihren staubbedeckten Haaren und Kleidern fielen die Mädchen praktisch nicht auf. Das Einzige, was sie von ihrer Umgebung abhob, waren ihre großen blauen Augen. Wenn Mormonen auf der Suche nach jungen Frauen *waren*, die sie entführen konnten, würden meine Kinder schon allein deshalb übersehen werden, weil sie sich so gut in die Umgebung einfügten.

»Hört auf euren Vater – und auf Captain Alexander. *Nicht auf Onkel Uri*«, beharre ich.

Laut Captain Alexander, der nur wenige Jahre zuvor einen anderen Wagenzug durch Utah geführt hatte, waren die Mormonen freundliche Menschen und handelsbereit. Das war einer der Gründe, warum wir den Overland Trail genommen hatten. Mit fast 140 Reisenden in unserer Gruppe, 250 Rindern und Wägen, die für ein neues Leben in Kalifornien beladen waren, legten wir alle mehr Wert auf Sicherheit als auf Geschwindigkeit. Die einheimischen Indianer hatten uns einige Probleme bereitet, aber jeder, der nach Westen reiste, wusste, dass er damit rechnen musste. Seit wir das Gebiet betreten hatten, gab es bereits drei Viehdiebstähle. Die Viehhirten, die wir zur Verteidigung der Tiere angeheuert hatten, taten ihr Bestes, aber unsere Herde war so groß, dass wir nachts immer noch anfällig für geschickte Diebe waren.

Eine Brise wehte den Staub für einige Augenblicke weg und gab den Blick auf den geschmolzenen Horizont frei, wo die Erde in der Hitze brodelte. Meine Schultern sacken vor Erleichterung zusammen, als die Punkte, die ich zuvor entdeckt hatte, sich zu Pferden, Rindern und den ersten Wagen formten, die sich in der Nähe eines schimmernden Baches – dem Corn Creek – versammelten.

Noch fünfzehn Minuten zu Fuß, dann wären wir da. Aber jetzt, wo ich den Bach besser sehen konnte, war er kleiner, als ich gehofft hatte. Und ich wusste, dass er, wenn das Vieh erst einmal fertig mit seinem Herumtrampeln war, größtenteils aus Schlamm bestehen würde.

Der Gedanke an frisches Wasser und ein Bad juckte mich im Nacken. Selbst die kleine Nancy, die sich kaum noch die Mühe machte, zu baden, hatte angefangen zu fragen, wann sie wieder schwimmen könne. Die Seen und Teiche, die wir in Arkansas und dann in Kansas für selbstverständlich gehalten hatten, waren längst verschwunden. Das Wasser, das wir sammelten, stammte jetzt aus schlammigen Teichen und gelegentlich aus seichten Flüssen.

Ich versuchte, die schlaksige Gestalt und die dunklen Locken meines Peter zu erkennen, bevor der Wind und die Wagenräder den unerbittlichen Staub wieder in die Luft wirbeln. Er war vor Stunden mit den Viehtreibern vorausgeritten. Sobald die Ochsen Wasser gerochen hatten, gab es kein Halten mehr für sie. Erschöpft von der Dürre und dem schlechten Futter, hatten sie beim Geruch von Wasser die Nüstern gebläht, dann ihre Schwänze wie Kälber erhoben und waren losgerannt.

»Nur noch ein kleines Stückchen«, rief ich den Kindern zu und fragte mich, wie oft ich diese Worte wohl schon wiederholt hatte. Selbst Bright und Belle, unsere kleinen roten Ochsen, schienen mich zu verstehen, denn die Wagenräder drehten sich etwas schneller.

Noch zwei Monate, bis wir Kalifornien erreichten.

Sechzig weitere Tage mit *einer weiteren Meile*, wilden Kindern und dem verfluchten Staub.

Ich folgte Bright und Belles Beispiel und beschleunigte meine Schritte, begierig darauf, Peter wiederzusehen – und begierig darauf, das Ende eines weiteren endlosen Tages zu erreichen. Ich hatte die Bemühungen meiner Eltern, mich zu einer Dame der Gesellschaft zu erziehen, ebenso beiseitegeschoben wie die Erstausgaben von *Jane Eyre* und *Wuthering Heights*, die ich in Steppdecken eingewickelt und mitgenommen hatte.

Wunderschön, aber im Vergleich zu unseren Ersatzwagenachsen, Lebensmitteln und Kleidungsstücken belanglos.

Ich konnte Gedichte von Emerson rezitieren. Ich konnte mit meinen sicheren Stichen Stoff in eine Steppdecke verwandeln. Ich konnte meinen Mädchen beibringen, wie man einen Tisch richtig deckte. Aber es gab keine Tische mehr, die gedeckt werden muss-

ten. Keinen Ersatzstoff für Steppdecken. Und alle Emerson-Gedichte der Welt konnten keine kaputte Wagenachse reparieren oder ein Kalb zur Welt bringen.

Als ich dies eines Abends, eine Woche nach Beginn der Wanderrung, unter Tränen zu Peter sagte, sah er mich so ernst an, dass ich befürchtete, ich hätte ihn überzeugt. Stattdessen sagte er: »Wenn ich jemanden wollte, der ein Kalb zur Welt bringen kann, hätte ich eine der Viehhirtinnen geheiratet.«

Als ich mich weigerte zu lachen, zog er mich zu sich heran und küsste mich, wobei er nach Leder und Schweiß schmeckte. »Wie lautete die Zeile aus dem Gedicht – das über den Honig, das du in unserer Hochzeitsnacht vorgetragen hast? Das brauche ich gerade viel mehr als eine Wagenachse.«

Schließlich gab ich nach, beugte mich näher an sein Ohr und flüsterte: »Komm näher zu mir, du geschmeidiger Mann. Steh an meiner Seite, bis ich mich so weit wie möglich an dich lehnen kann. Erfülle mich mit weißem Honig ...«

Ich ließ mich noch zwanzig Minuten lang von dieser Erinnerung tragen, bis der Wind die wirbelnden braunen Wolken in einer Böe aufwirbelte, die die Mädchen – und William, der ein paar Schritte hinter seinen Schwestern ging – zum Lachen brachte, als ihre weiten Hemden im Wind flatterten. Marys Husten zog meine Aufmerksamkeit auf sich, wie immer, aber der Klang war trocken.

Nicht wie das furchterregende, nasse Rasseln von zuvor.

Als sich der Staub gelegt hatte, konnte ich endlich die Wagen, Reiter und Rinder direkt vor uns sehen.

Ein Lächeln entspannte meine Kieferpartie.

Wir hatten einen weiteren Tag überstanden.

*Wir sind in Sicherheit. Wir sind zusammen.*

*Wir sind fast da.*

Mein Blick fiel auf Peter, gerade als der Wind den Staub wieder niederwehte.

Da verschwand das Lächeln von meinen Lippen.

Er stand über einem der Ochsen. Das schwarz-weiße Tier lag ausgestreckt auf der Seite und bewegte sich nicht. Peters Gewehr lag

auf dem Boden zu seinen Füßen. Ich warf einen Blick auf die Blutlache, die sich aus einem Einschussloch im Bauch des Ochsens bildete.

Zuerst dachte ich, er hätte ihn vielleicht wegen des Fleisches erschossen, aber das ergab keinen Sinn. Das Schlachten eines Ochsen würde Zeit kosten, die wir nicht hatten. Es gab fast zweihundert Rinder, die Gras und mehr Wasser brauchten – und davon würden wir auf den nächsten hundert Meilen bis Mountain Meadows nicht viel finden.

Als mein Blick wieder auf Peter fiel, sah ich, was ich auf den ersten Blick übersehen hatte. Sein Gesicht war von Schmerz gezeichnet – und zwischen seinen Locken am Hals tropfte etwas Rotes.

Ich raffte meinen Rock und rannte am Wagen vorbei, wo James die Ochsen zum Stehen gebracht hatte. »Was ist passiert? Geht es dir gut?« Ich konnte die Worte nicht schnell genug herausbringen.

Peter schüttelte den Kopf und starrte weiterhin auf den toten Stier. Er fasste sich an den Hals. »Mir geht es gut. Ich habe nicht damit gerechnet, dass er angreifen würde. Er hat mich mit seinem Horn erwischt.« Er hielt seinen Blick auf das Tier gerichtet. »Schlechte Futterbedingungen und schlechtes Gras machen sie verrückt.«

Mein Herz schlug mir bis zum Hals, bis ich nah genug herangekommen war, um mich selbst davon zu überzeugen, dass Peter wirklich in Ordnung war, und ich war dankbar, dass es nur ein böser Kratzer an seinem Hals war. Nur ein bisschen Blut.

»Papa? Papa, ich hatte vorhin eine schöne kleine Klapperschlange, aber William hat sie mir weggenommen«, rief Nancy hinter uns.

Ich drehte mich um, um Mary zu sagen, sie solle Nancy und William mitnehmen, um Salbeisträucher zu sammeln, damit wir ein Feuer machen könnten. Bevor ich den letzten Satz zu Ende gesprochen hatte, sank Peter auf die Knie.

# KAPITEL 03

KATRINA HUFF  
CORN CREEK, UTAH  
AUGUST 1857  
59 TAGE BIS KALIFORNIEN

Innerhalb einer Stunde verwandelte sich die Wunde an Peters Hals von einer Schürfwunde in ein nässendes Geschwür.

Sein Hals schwoll an wie der Kehlsack einer Kröte. Nach einer weiteren Stunde setzten Fieber und Schüttelfrost ein. Dann kam das Erbrechen.

Dann die Stille.

Sein Atem wurde so flach, dass ich die ganze Nacht mein Ohr an seine Brust hielt, um das Heben und Senken zu spüren.

Nichts davon ergab einen Sinn. In einem Moment ging es ihm noch gut, im nächsten litt er.

Meine Kehle schnürte sich zusammen, und ich verspürte eine Art Panik, aber ich durfte nicht zusammenbrechen. Er war krank, aber er würde wieder gesund werden. Er musste wieder gesund werden. Das war alles, was zählte.

*Wir sind in Sicherheit. Wir sind zusammen.*

*Wir haben es fast geschafft.*

Die Worte galoppierten mit jeder Stunde schneller dahin, ein Gebet, das die ganze Nacht andauerte. Während die Kinder vorne im Wagen schliefen, hockte ich mich mit einem feuchten Tuch für seine Stirn neben Peter nach hinten. Von Zeit zu Zeit tauchte ich meine Finger in die klebrige Salbe, die mir Uris Frau Louisa gegeben hatte, und trug eine weitere Schicht auf Peters Wunde auf. Seine Haut war so heiß, dass die Salbe tropfte und an seinem Hemd und unter seinem Kragen herunterlief.

Als mir die Worte ausgingen, flüsterte ich ihm den Text des Liedes zu, das er jeden Abend für das Vieh sang. Das Lied, das

Nancy so liebte. Die Melodie war schön und einfach, eine alte irische Melodie, die mich an »Auld Lang Syne« erinnerte. Die Worte verursachten immer einen Kloß in meinem Hals. Und heute Nacht verschlossen sie ihn ganz.

*Alle Kameraden, die ich jemals hatte,  
sie bedauern meinen Weggang.  
Und all meine Liebchen, die ich jemals hatte  
sie wünschten sich, ich bliebe noch einen Tag mehr.*

*Aber da mir das Schicksal zufiel,  
Dass ich mich zum Abschied erhebe und ihr nicht,  
erhebe ich mich sanft und rufe leise:  
Gute Nacht, und Freunde euch allen.*



Im Morgengrauen forderten die Paiute-Indianer am Corn Creek uns auf, unser Lager abzubrechen und zu gehen. Ihr Häuptling, ein Mann namens Kanosh, ritt selbst herbei, um uns die Nachricht zu überbringen. Als wir unser Lager aufgeschlagen hatten, waren sie höflich gewesen.

Aber das war, bevor unsere Rinderherden Corn Creek überbrannten und das Wasser in Schlamm verwandelten, während die Tiere verzweifelt das kostbare Gras fraßen.

Der Anführer unseres Wagenzuges, Alexander Fancher, diskutierte nicht mit den Paiute. Wir befanden uns für die nächsten zweihundert Meilen in ihrem Gebiet. Wir wollten keinen Ärger.

Drei weitere unserer Ochsen waren über Nacht gestorben, sie waren so schnell aufgeblätzt, dass sie fast wieder so fett aussahen wie zuvor. Es blieb keine Zeit, sie zu schlachten.

Ich blieb neben Peter auf der Wagenpritsche, während James die Ochsen trieb.

Es war mir egal, wie viel ich Bright und Belle mit unserem zusätzlichen Gewicht abverlangte.

Als Peter nach kaum einer Meile aufwachte, schrie er so laut, dass James die Zügel anzog.

»Mama?«, rief James. So viele Fragen in diesem einen Wort. Fragen, die ich auch am Rande meines Bewusstseins spürte, aber nicht zulassen wollte.

»Es ist alles in Ordnung«, sagte ich zu James mit der stärksten Stimme, die ich aufbringen konnte, obwohl Peters Atem nur noch in kurzen Stößen kam und er sich krümmte, als wolle er seinem eigenen Körper entfliehen. Sein Hals war nun doppelt so dick wie sonst und mit roten und violetten Flecken übersät. Es tat schon weh, nur seine gespannte Haut anzusehen, die so heiß und straff war.

Ich ließ meine Hand zu meinem eigenen Hals gleiten und stellte erschrocken fest, dass der Kragen meines Kleides von Tränen nass war. »Bleib bei mir«, flehte ich ihn flüsternd an. Dann legte ich meinen Kopf sanft an seine Brust, um keinen weiteren Druck zu verursachen. Ich schloss meine Augen und wünschte mir, dass er wieder gesund würde.

»Dein Körper ist für mich süß, rein, liebevoll, stark,

Deine Augen bedeuten mir mehr als Gedichte,

Deine Lippen sind besser als Musik,

Die Linien deiner Wangen, deine Wimpern, sind für mich beredter als Worte.«

Bei dem letzten Satz verschluckte ich mich, aber Peters Atmung war wieder flach und ruhig geworden.

»Mama, geht es Papa besser?«, rief James etwa alle zwei Kilometer von vorne aus dem Wagen. Mary und Nancy wiederholten seine Frage von hinten.

»Wie es aussieht, ja «, war das Beste, was ich herausbrachte – weniger eine Lüge als vielmehr eine Weigerung, mir etwas anderes einzustehen.

Sobald Corn Creek außer Sichtweite war, bildeten wir einen Wagenkreis. Ich wusste, dass Captain Alexander wegen Peter anhielt. Ich wusste auch, dass wir, egal was passierte, nicht lange anhalten konnten. Nicht um einer einzigen Familie willen.

Uri machte sich auf den Weg, um in Fillmore einen Arzt zu suchen – weniger als eine halbe Stunde entfernt. James ritt mit ihm auf unserer gutmütigen Fuchsstute.

Während sie weg waren, bat Peter mit heiserer Stimme um Whiskey, obwohl er kaum mehr als einen Tropfen auf einmal schlucken konnte. Mary, Louisa und ich saßen abwechselnd neben ihm und tauchten jedes Mal, wenn er weinte, ein Tuch in die Flasche, um ihm ein wenig in den Mund zuträufeln.

Zuerst wollte ich Nancy nicht in den Wagen lassen, weil ich befürchtete, dass der Anblick von Peters Hals zu viel für sie sein würde. Aber sie machte so einen Aufruhr darum, dass ich sie schließlich neben ihm kuscheln ließ. »Ich muss ihm etwas vorsingen, Mama. Das wird ihm helfen.«

»Ba da, da, da«, flüstert sie immer wieder. »Und Freude sei mit euch allen.«

Der Klang davon verschlug mir die Sprache, und so ging ich zum hinteren Teil des Wagens, stand mit Blick auf den Horizont da und hielt Ausschau nach James und Uri, bis die Sonne tief stand.

Ich hatte ihnen genug Geld für zehn Ärzte mitgegeben. Warum waren sie also noch nicht zurück?

Als das Tageslicht hinter den Hügeln im Westen verschwand, konnte ich endlich die Silhouetten von zwei Pferden erkennen, die schnell auf unser Lager zugeritten kamen.

Nancy und William rannen ihnen entgegen und winkten mit den Händen, als könnten sie unsere weitläufige Wagenkolonne verfehlen.

Als ich James' Gesicht sah, stockte mir der Atem. Er wirkte angespannt und benommen, als hätte er einen Schlag in den Magen bekommen.

»Verdammte Mormonen«, war alles, was Uri zunächst sagte. Mein Magen krampfte sich zusammen. »Was ist passiert?«

James' Augen waren weit aufgerissen, als er aus dem Sattel rutschte. »Sie haben ihre Waffen auf uns gerichtet, Mama.«

Als Uri sich endlich genug beruhigt hatte, um mir zu erzählen, was passiert war, sagte er, dass sie von einer Gruppe uniformierter Mormonenreiter – einer zerlumpten Miliz – an einer langen, brusthoch gestapelten Grenze aus Gestein, außerhalb von Fillmore, aufgehalten worden waren.

»In dieser Gegend gibt es viele Indianer«, hatte einer der uniformierten Reiter unheilvoll gesagt. »Ihr solltet zu euren Wagen zurückkehren.«

»Ist das nicht eine Waffe?«, hatte ein anderer Mann gefragt, bevor Uri antworten konnte, und dabei auf die Pistole an seiner Seite gezeigt.

»Waffe?«, hatte Uri verwirrt gefragt.

»Die, mit der Sie Bruder Parley P. Pratt in Arkansas umgebracht haben«, spottete ein dritter Mann.

Als Uri ihm zu erklären versuchte, dass er nicht wisse, wer Parley P. Pratt sei, dass er lediglich einen Arzt und Medikamente benötige, erhoben die Reiter ihre Waffen.

»Fahrt weiter, ihr Nichtjuden«, sagte James, ein anderer Mann hätte sie gewarnt.

Und dann erzählte mir Uri, dass, als er und James auf der Suche nach einer anderen Stadt weiter nach Süden ritten, die Uniformierten ihnen dicht auf den Fersen waren.

*Nichtjuden.* Ich blinzelte entsetzt und verwirrt. Was bedeutete das? In Arkansas hatte ich dieses Wort nur in Bibelversen gehört. »Juden und Nichtjuden« und so weiter.

»Hier bezeichnet es jeden, der kein Mormone ist«, erklärte Uri mit zusammengebissenen Zähnen. »Wir sind die Heiden. Dreckige Außenstehende.«

Uri und James wurde gesagt, es gäbe keinen Arzt. Es gäbe keine Medikamente. Nicht in Fillmore. Nicht in Meadow. Nicht in einer der Städte oder Forts im Süden Utahs. Zu keinem Preis. Nicht für »Heiden«.



Als die Zuckungen, die Peters Körper erschütterten, ihn in einem letzten heftigen Schauder losließen, wagte ich zu hoffen, dass er zu mir zurückkommen würde. Aber als ich meinen Kopf von seiner Brust hob und in seine glasigen Augen und seinen offenen Mund blickte, schwand die Hoffnung.

»Kit«, war alles, was er sagte, halb stöhned, halb keuchend.

»Ich bin da«, sagte ich ihm und versuchte, meine Tränen nicht auf seine Haut tropfen zu lassen. Der Wagen holperte ein wenig, und Uri kam herüber, um sich neben mich zu hocken.

Er legte eine Hand auf meinen Arm.

»Nein, nein, nein.« Ich wartete darauf, dass sich Peters Brust wieder hob. Meine Augen verschwammen, aber ich weigerte mich zu blinzeln, damit ich es nicht verpasste. Aber seine Brust blieb vollkommen ruhig.

»Peter? Peter, komm zurück zu mir«, flehte ich.

»Es gibt keinen leichten Tod, Kit«, würgte Uri hervor.

Er sagte es, als würde er eine Wahrheit über die Welt offenbaren. Als wäre der Tod nur eine weitere Sache, vor der ich in Arkansas geschützt worden war.

Aber er irrte sich. Ich wusste bereits, dass der Tod niemanden sanft an der Hand nahm. Er riss die Menschen aus ihren Wurzeln.

Selbst meine Großmutter, die mit fünfundsiebzig im Schlaf starb, ging nicht leicht. Wir alle beharrten darauf, dass es so war. Alle sprachen von Frieden und Würde und dem Segen, in seinem Bett zu sterben. Aber ich war es gewesen, die sie an diesem Morgen gefunden hatte, verheddert in der Bettdecke, nachdem sie sich so fest an die Brust geklammert hatte, dass sie die Perlmutterknöpfe von ihrem Nachthemd abgerissen und sich mit ihren muschelglatten Nägeln die Haut aufgerissen hatte.

Der Tod meiner Großmutter und die anderen Verluste, die wir auf unserer Reise erlitten hatten, umspülten meine Füße wie der Mississippi im Winter: eisig und scharf, aber erträglich, sobald man sich am Feuer aufgewärmt hatte.

Peters Tod war anders. Sein Tod verschlang mich vollständig, wie die Sümpfe am Rande des Pfirsichgartens, den wir in Arkansas zurückgelassen hatten. Der Ort, an dem wir den Kindern verboten hatten zu spielen, mit Warnungen vor Treibsand, Alligatoren und Schlangen, die so dick wie ein Oberschenkel waren.

Eine Stunde später begannen Uri und einige der anderen Männer, ein Grab für Peter zu schaufeln, einen Meter tief in der harten Erde, die bereits von den ersten Sonnenstrahlen, die auf den Wüstenboden fielen, aufgeheizt war. James und William halfen mit, obwohl Uri immer wieder versuchte, sie zurück in den spärlichen Schatten der Wagenburg zu führen, wo Mary und ich mit Peters in eine Decke gewickeltem Körper saßen.

Nancy verweigerte es, getröstet zu werden – oder es mit anzusehen. Ich konnte immer noch die Schreie meiner jüngsten Tochter hören, die aus dem Salbeibusch unweit des Lagers kamen.

Mit jedem Schlag der Schaufeln zuckte mein Herz zusammen und ich umklammerte den Rand der Decke etwas fester.

Als die Männer mit dem Graben fertig waren und ihnen Schweiß – oder Tränen – über die Gesichter liefen, sah das Grab so flach aus, dass Mary rief: »Aber Mama, die Kojoten werden ihn holen.«

Es blieb jedoch keine Zeit, das Grab tiefer zu machen. Wir mussten weiterziehen. Captain Alexander warnte uns, dass es auf den

nächsten hundert Meilen kein Gras mehr für das Vieh geben würde.

Zwei weitere Ochsen waren am frühen Morgen gestorben und hatten sich so schnell aufgebläht, dass Captain Alexander uns warnte, das Fleisch nicht zu essen.

Die Ochsen drehten durch. Vielleicht wegen des schlechten Futters auf den von Dürre heimgesuchten Ebenen. Vielleicht wegen des Wassers am Corn Creek.

Es war unmöglich, das zu sagen.

Ich wusste nur, dass alles im Territorium Utah verrückt zu sein schien.